

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Redigirt von C. v. Bodum-Dolfs, prakt. Thierarzt in Wiesbaden.

Nr. 1.

Wiesbaden, den 6. Januar 1898.

V. Jahrgang.

Sum neuen Jahre.

V. Werfen wir heute einen Blick auf das soeben zurückgelegte Jahr von unserem landwirthschaftlichen Standpunkte aus, so müssen wir offen bekennen, daß viele Dinge sich zum Besseren gewandt haben. Wir müssen als einen Lichtpunkt betonen, daß wir eine längst ersehnte Stetigkeit der Getreidepreise auf mittlere Höhe erzielt haben und daß wir diese Stetigkeit der Getreidepreise dem Börsengesetz, durch welches das Börsenterminspiel, das Spiel mit dem Kornbrot verhindert wurde, verdanken. Aber wo Licht, ist auch Schatten; so hatte leider die Landwirthschaft sehr unter der Unzufrucht der Witterung zu leiden, besonders da der Regengott zur Zeit der Ernte ein scharfes Regiment führte. Wette Landesstrecken wurden durch Ueberschwemmungen in unserem Vaterlande schwer heimgesucht, sodaß Staats- und Privatwohlthätigkeit mit aller Kraft eintreten mußte, um die äußerste Noth zu lindern. In vielen Gegenden wurde nicht nur der diesjährige Ernteeleg durch unabsehbare Wasserströme vernichtet, sondern durch das Fortspülen der Ackerkrumme, durch das Entwurzeln der Obstbäume, durch Verheerungen in den Weinbergen ist die Ernte auf Jahre hinaus vermindert. Auch die Viehzucht und Milchwirthschaft treibenden Landwirthe haben im letzten Jahre außerordentliche Verluste zu beklagen gehabt, insbesondere durch die Maul- und Klauenseuche, wie auch durch die Schweineseuche und Rothlauf. Hoffentlich gelingt es weiteren Bemühungen unserer Staatsbehörden den Seucheneinschleppungen ein energisches „Halt“ zuzurufen, wie den wissenschaftlichen Bestrebungen, sie überhaupt zu tilgen.

Große dankenswerthe Fortschritte hat im verfloffenen Jahre die Selbsthilfe der Landwirthe auf genossenschaftlichem Gebiete gemacht und besonders in Bezug auf gemeinschaftlichen Ein- und Verkauf. Wenn in dieser Richtung rüstig fortgeschritten wird, wenn jeder einzelne Landwirth auch — der kleinste — sich dem Ganzen anschließt, und so weit es ihm möglich ist, sich die neuesten Errungenschaften auf landwirthschaftlichem Gebiete zu eigen machen sucht, so wird die Lage der Landwirthschaft eine bessere werden und das Fundament unseres ganzen Staatswesens ein fest gesichertes sein.

Arbeitskalender für den Monat Januar.

Der Landmann hat im Januar auf dem Felde am wenigsten zu thun; er ist meist auf Arbeiten in Scheune und Stall angewiesen. Der Januar ist mit seinem harten Frost am Besten zum Dreschen von Kleesamen, Weizen und Lupinen geeignet, da sich die Körner alsdann am leichtesten vom Stroh lösen. Wenn der Boden schneefrei ist, so soll man den Dünger auf die Kartoffel-, Runkelrüben-, Kraut- und Hopfenfelder fahren und denselben gleich ausbreiten. Durch den Frost verliert der Dünger nicht an Kraft. In manchen Gegenden läßt man den Winter hindurch allen Dünger auf der Dungstätte liegen. Dadurch häufen sich dann im Frühjahr die Arbeiten sehr, und manche wird schlecht ausgeführt. Jeder arbeite sich also durch Düngerausfahren im Januar vor, so gut er kann. Bei frostfreiem Wetter darf der Pflug nicht stille stehen. Wenn nach Schnee plötzlich Thauwetter eintritt, so müssen die Wassergräben offen gehalten werden; wo Wasser sich staut, da ist Abfluß zu verschaffen. Durch wiederholtes Thauen und Frieren bekommt der hohe Schnee eine Eiskruste, welche die darunter befindliche Winterfrucht-Saaten gänzlich ersticken kann. Um dies zu verhindern, soll man die Eiskruste durchbrechen; das kann durch Eggen, Uebertreiben von Vieh oder durch Schaufeln geschehen. Alle Rüdstände und Abfälle aus Hof und Feld, ferner Schlamm, Kalk v. s. w. werden zu einem Komposthaufen zusammengebracht.

Auf der Wiese legt man Abzugs- u. Bewässerungsgräben an, dänge mit Komposterde und bringe aus, wenn kein Frostwetter herrscht und kein solches bevorsteht, Jauche auf die Wiese. Bewässerung ist sehr selten im Januar gut, nur bei anhaltend frostfreiem Wetter.

Bei frostfreiem Wetter puht man hochstämmige Obstbäume aus, beschneidet und dängt die Pflanzungen von Beerenobst. Man beginnt mit dem Schnitt des Formobstes und der Edelreier, welche man an schattiger Stelle

in die Erde einschlägt. Die geschnittenen Stedlinge legt man, gebündelt in flache Gruben und bedeckt sie mit Erde, bis man sie kurz vor der Triebperiode verwendet. An den älteren Obstbäumen frage man vorsichtig Moos und Flechten ab und versehe die Stämme und stärkeren Aeste sofern das noch nicht geschehen ist, mit einem Kalkanstrich. Die Obstlager sind regelmäßig und wenigstens alle acht Tage nachzusehen faulende Früchte werden entfernt, die am weitesten in der Tafelreife vorgeschrittenen verkauft bezw. verspeist. Diese Arbeiten sind um so sorgfältiger zu verrichten, als die Winterfrüchte in allen Obstgegenden und Ländern eine abnorm kurze Haltbarkeit zeigen.

Im Gemüsegarten ist jetzt wenig zu thun. Eine Anzahl Samereien, welche lange Zeit in der Erde liegen müssen, bis sie keimen werden, wenn dies nicht schon in den vorhergehenden Monaten geschehen ist, auf im Herbst vorbereiteten Beete ausgelegt werden. Man kann sie gleich auf den Schnee legen, muß sie dann aber, damit sie nicht von den Vögeln gefressen werden, mit Schnee bedecken. Diese Samereien brauchen deshalb zum Keimen so lange Zeit, weil ihre Samen, resp. Fruchtschalen für Wasser sehr schwer durchlässig sind und das zum Keimen nöthige Wasser nur sehr langsam aufnehmen. Gegen die Wirkungen des Frostes sind sie unempfindlich. Durch die Aussaat in jetziger Zeit spart man im Frühjahr, wenn die Arbeit drängt, Zeit, und die Pflanzen werden früher gebräuchsfähig. Zu diesen Samereien gehören Karotten, Mohrrüben, Pastinaken, Petersilie, Schwarzwurzeln, Dill, Fenchel, Kummel, Spinat u. A.

Die Stallungen müssen gegen Kälte gut verwahrt sein. Mit einer passenden trockenen Streu darf nicht gespart und ein tägliches Pugen mit Stichel und Kartätsche nicht unterlassen werden. Der Fütterung wende man große Aufmerksamkeit zu. Man reiche nie feuchtes moderiges oder angeschimmelteres Futter, das selbe bringe man auf den Misthof. Im Winter füttert mancher Landwirth zweimal, dreimal schadet aber nicht, wenn man nicht so viel auf einmal darreicht, sondern in kleinen Portionen und erst dann, wenn das Vorhergehende bereits verzehrt ist. An frischem Wasser darf es im Winter auch nicht fehlen. Wiesen- oder Kleeheu oder Dehm gibt man einer Kuh 22 bis 24 Pfd. pro Tag. Pferde erhalten 10 bis 12 Pfd. Hafer und Heu 15—20 Pfd. Schafen füttert man ebenfalls Heu, Grummet, Hafer, 3—3½ Pfd. Darrfutter pro Stück.

Geflügelzucht. Die Stallungen des Federviehes müssen gegen Kälte gut verwahrt werden, in den wärmeren Stunden des Tages sollte man aber gut lüften. Die Streu ist öfters zu erneuern und Chloralkali gegen das Ungeziefer zu streuen. Wenn man erwärmte Luft z. B. aus dem Kuhstall in die Hühnerställe einlassen kann, so ist dies sehr empfehlenswerth. Bei starker Kälte sollte man Hühner gar nicht ins Freie lassen, ihnen vielmehr einen leeren Stall oder Raum zur Bewegung anweisen. Hühner, welche in einem warmen Stall schlafen, legen bedeutend früher und regelmäßiger Eier. Im Allgemeinen gilt für die Stallungen aller Hausthiere, daß sie im Winter warm sein, die Streu trocken, durch zweckmäßige Ventilation die Luft rein erhalten werde. Neben reichlichem Futter, täglich frisches Wasser und womöglich etwas Bewegung von Zeit zu Zeit, bleiben die Thiere gesund und gedeihen vorzüglich. Es legen die Frühbruten von Italienern, französischen und spanischen Rassen, Langshan, Kameislobern und anderen Hühnern. Das sonstige Geflügel wird wie das Hühnervolk gehalten, Gänse und Enten werden nicht mehr gemästet und öfters mit frischem Stroh versehen. Die Tauben beginnen bei guter Fütterung und warmem Schlege in nicht zu strengen Wintern auch schon mit dem Brüten.

Die Bienen schlafen und dürfen nicht gestört werden. Die Stöcke müssen öfters untersucht und vor dem Einbringen von Räusen geschützt werden. Steigt die Wärme auf 6—8 Grad R., so erwachen die Bienen und halten gerne einen Reinigungsflug. Deshalb erweitere man am Tage die Fluglöcher und verenge dieselben des Abends wieder. Bei starker Kälte muß man durch Schutzvorrichtungen für einen warmen Stand sorgen. Tritt früh warmes Wetter ein, so stellt man die Stöcke in den Schatten, damit die Bienen nicht zu früh erwachen. Hat ein Volk Durstnoth, was an seinem Brausen zu erkennen ist, so füttere man einigemal mit dünnflüssigem Honig.

Jetzt ist also eine gut, ruhige Zeit zum Lesen von Zeitschriften und Büchern, da die Arbeit noch nicht so drängt und die Abende recht lang sind. Da nun die Wahl der Zeitsüre bei dem zahlreichen Angebot so schwierig ist, so soll der Landwirth besonders den Blättern, die das ganze Jahr mit Rath und That als Freund und Helfer in der ersten Noth ihm zur Seite stehen seine besondere Aufmerksamkeit widmen. Auf keinem Gebiete ist in der letzten Zeit ein größerer Fortschritt in allen Wirthschaftszweigen und in wissenschaftlich wie praktisch technischen Fragen zu verzeichnen wie auf landwirthschaftlichem, und denkt man dann nach der ungeahnten Entwicklung auf genossenschaftlichem Wege in ihren verschiedensten Formen als Credit, oder Produktion oder Absatz-Association, wie des wirthschaftspolitischen Kampfes nach größerer Anerkennung der fundamentalen Bedeutung der Landwirthschaft auch für das moderne Staatswohl, so kann der Landwirth seine ihm ohnehin nur spärlich zugemessenen Muhestunden nicht besser ausfüllen, als daß er diese seiner einschlägigen Fachliteratur widmet.

Allerlei Praktisches.

Bezüglich der Rindviehmast im Stall sind die Angaben des Prof. Kühn über die Fütterungsweise eines Ochsen von 1000 Pfund Lebendgewicht von Interesse. Darnach erhält das Thier zu Beginn der Mast fast täglich 60 Pfund Runkelrüben, 4 Pfund Haferstroh zu Häcksel geschnitten, 5 Pfund desgleichen zum Abfutter, 8 Pfund Kleeheu, 3 Pfund Roggenkleie, 3 Pfund Rapssamen, 1 Pfund Weizenkleie, 1½ Pfund Leinsamenmehl und 80 Gramm Salz. In der Hauptmastzeit wird die Rübengabe um 10 Pfund, die Rapssamen um 1,8 Pfd., das Weizenkleie um 1 Pfund und das Salz um 10 Gramm gesteigert, dagegen das Stroh um 2 Pfund verringert. Beim Schluß der Mastung erhält das Thier nur noch 60 Pfund Rüben, 3 Pfund Haferstroh, zu Häcksel geschnitten, 2 Pfund desgleichen zum Abfutter, 8 Pfund Kleeheu, 2 Pfund Roggenkleie, 3,5 Pfund Rapssamen, 4,5 Pfund Weizenkleie, 0,5 Pfund Leinsamenmehl und 70 Gramm Salz. Die Dauer der Mast richtet sich hauptsächlich nach dem Zustand der Anstallthiere, ob solche mager oder gut angefleischigt sind. Im ersteren Falle kann sie 4, im letzteren bloß 2—3 Monate betragen und erzieht man hieraus, wie viel Rücksicht beim Anlauf darauf zu nehmen ist, daß die Thiere schon gute Fleischgriffe zeigen, denn man braucht in der längeren Mastzeit viel mehr Unterhaltungsfutter als in der kürzeren, was die Mast ungemein an Rentabilität einbüßen läßt. Die Thiere müssen außerdem gesund und von geeignetem Körperbau sein; sie müssen feine Knochen, tiefe und breite Brust, runden, tonnenförmigen Leib (keinen Hängebauch), breite, volle Lenden und geräumige Flanken, volle Schenkel, breites Kreuz, geraden breiten Rücken, breiten starken Bug, und eine lose, dicke, welche leicht zu faltende und dabei markige Haut haben.

Die Holzasche ist für die Rinder ein sehr guter Dünger, der aber nicht unmittelbar an die Wurzeln, sondern besser in Gräben in den Reihen zu bringen ist. Allein genügt sie als Dünger nicht, weil sie keinen Stickstoff enthält. Wenn man keinen oder nur wenig Stalldünger verwendet, so muß man im Frühjahr mit 1—2 Ctr. Chilisalpeter auf den Morgen düngen. Er wird am besten auch in Gräben oder in Stufen gestreut; wenn man ihn breitwürfig ausstreut und unterhackt, so kommt er besonders dem Unkraut zu gut.

Zur Pflege der Fohlen. Sollen die Fohlen gedeihen, so spielen bei der Stallhaltung die Temperatur, reine Athmungsluft, Reinlichkeit und eine sorgfältige Hauptpflege eine wichtige Rolle. Leider werden diese Punkte von vielen Pferdezüchtern immer noch nicht in genügender Weise gewürdigt, sondern als etwas ganz Nebensächliches angesehen. Die Fütterung hat stets pünktlich und regelmäßig zu geschehen, und zu derselben muß sich eine gute Behandlung und eine fleißige Bewegung im Freien gesellen. Wo diese Bedingungen nicht erfüllt werden, wird man niemals ein gutes Gedeihen des Pferdebestandes finden, dagegen allerhand Uebelstände bei seinen Pferden zu bekämpfen haben.



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.



Nr. 1.

Wiesbaden, den 6. Januar 1898.

III. Jahrgang.

Vergeßlich.

Eine Ballhumoreske von Paul A. Kirstein.

(Nachdruck verboten.)

„Ja, ja — son Ball!“

Der Assessor Kronberg strich sich seinen langen, blonden Schnurrbart und schaute etwas nachdenklich auf die weitaufig vor ihm ausgebreiteten Herlichkeiten.

Die Cigarette ließ er dabei nicht aus dem Mundwinkel. Im Gegentheil! Es war ihm schon immer, als könnte er ohne ihren zarten, bläulichen Dampf nicht recht mehr denken, denn — zerstreut war er ohnedies schon! Sehr sogar — und deshalb stand er Nachmittags schon und besah so angelegentlich seine Sachen.

Was mochte er diesmal wohl vergessen haben?

Der Frack war da — das war nun einmal gewiß. Tadellos neu lag er, glänzend und ohne Falte, vor ihm und lud fast schon zur Freude und Fröhlichkeit ein.

Ach ja — und lustig und fröhlich wollte er heute in ihm sein, dann . . . dann . . . —

Aber nein, wenn er sich jetzt in diese Gedanken vertiefte, dann konnte er gewiß sein, daß ihm doch noch etwas passierte. Er schüttelte also gewaltjam den Kopf, damit diese Gedanken durcheinanderflogen, und fing wieder an zu überlegen.

Also — der Frack war da. Der Chapeau-claque auch. Der lag frisch vom Hutmacher dicht daneben. Die weißen Handschuhe — ein Paar, zwei Paar und für alle Fälle drei Paar auch! Der weiße Schlips — tadellos. Parfüm, Taschentücher, Lackstiefel — — —

Weiß Gott, es war alles da . . .

Ober halt! Sollte nicht doch — — ?

Er begann wieder nachzudenken, scharf und energisch . . . aber nein, ihm fiel nichts ein. Höchstens — die Kleiderbürste, daß er nicht vergaß — vor dem Gehen — jedes Stäubchen —

Nach holte er sie herbei und legte sie zu all den anderen Dingen.

Gott sei Dank! Nun war er beruhigt.

Behaglich steckte er sich eine neue Cigarette an — und den gemischten, türkisch und ägyptisch — und dampfte darauf los. So'n Ball war ja wirklich etwas recht schönes, aber nur so unbequem! Soviel Vorbereitungen mußten dazu sein, so viele ungewohnte Dinge!

Aber was half's? Sie hatte ihn ja eingeladen, sie — mit deren Füße er Sommerferien erlebt — — —

Die kleben sich garnicht beschreiben!

Das heißt nein! Ihre Eltern hatten ihn eigentlich eingeladen, aber das war ja auch egal. Sie hatte es dann jedenfalls veranlaßt, und daß sie überhaupt an ihn gedacht, das war schon so — so unendlich viel . . . wie's sich der arme Assessor garnicht hatte träumen können.

Darum wollte er aber auch heute so tadellos wie möglich vor ihr erscheinen. Er erinnerte sich noch zu gut, wie sie ihn im Sommer immer mit seiner Zerstreutheit und Vergeßlichkeit geneckt hatte. Das sollte jetzt nicht mehr sein! Jetzt hatte er etwas ganz anders im Sinne. Jetzt wollte er ihr mit aller Gewalt gefallen, nicht nur so wie damals — ihr „nur nicht unsympathisch sein!“

Darum der große Aufwand heute!

Leise schlenderte er in seine Wohnung hinein, steckte sich die Spiritusmaschine an und begann, sich Kaffee zu kochen.

Und wie wieder, zum fünfhundertstenmale vielleicht, der Spiritus überfließ und lustig auf dem Tische weiterbrannte da wurde er heute beinahe ärgerlich und stampfte mit dem Fuß.

„Wahrhaftig, das konnte so nicht weiter gehen. Er hatte das Junggesellenleben rechtlich satt.“

Ach ja — wie sie ihn auch im Sommer, da hoch oben im Gebirge, in der kleinen Villa, öfters — leider nicht immer — den Kaffee zubereitet . . . ach ja, das vergaß er nicht! So grazios, so reizend, und vor allem, was ihm am meisten imponierte, o geschickt! Nie ein Tröpfchen übergegossen, nie eine Spur von dem gemahlten Kaffee auf dem Tisch, und bei ihm — — ach, du lieber Gott!

Wie das jetzt wieder aussah! Hier die Riste des übergegossenen Spiritus, dort Milchflecke, hier verschänteter Kaffee, dort Zucker, Cigarettenasche — — nein, nein, er mußte an einen Haushalt, an eine liebe Frau — und an weiß was noch alles denken! Anders ging es nicht mehr, das hatte er jetzt gründlich eingesehen.

Wenn nur da nicht wieder das andere gewesen wäre!

Seit einiger Zeit war er nämlich — so'n Assessor darf ja nicht wählen, wie er will — aus seiner verhältnismäßig schönen Thätigkeit beim Schöffengericht in die — Sähnelammer gekommen, und nun saß er tagaus, tagein an seinem grünen Tisch, und bemühte sich mit gutem Zuspruch Eheleute auszusöhnen, die nicht alle fest entschlossen waren auseinanderzugehen.

Das war nicht gerade angenehm, und bei seinem

jetzigen Vorhaben auch nicht gerade ermutigend, aber was half's, er mußte das eine von dem anderen trennen, und seinem Glück und seinem guten Sterne trauen. Und daß er das konnte, glaubte er unbedingt. Seine kleine Frieda, die Tochter des Kaufmanns Vachner, war ein so liebes, sanftes, gutes Geschöpfchen, — mit der mußte es sich ja so herrlich leben lassen!

Aber freilich, das hatten so viele von denen, die Vormittags in sein Amtszimmer kamen, vor der Hochzeit auch geglaubt, und hatten daraufhin dann Opfer um Opfer gebracht, um schließlich einzusehen, daß alles Lug war, Lug und Trug! Und das sollte er nun auch —

Ach was er schüttelte wieder den Kopf und lief fort. Lieber sich draußen, wo wenigstens Abwechslung war, langweilen, als zu Hause dumme Grillen fangen! Langsam ging er durch die Straßen, da auf einmal . . . sah er sie!

Rasch eilte er auf sie zu. „Gnädiges Fräulein, Fräulein Frieda!“

Sie nickte ihm zu, freundlich und lieb! Lassen Sie mich, Herr Assessor — ich hab's so eilig!

„Aber, gnädiges Fräulein, warum?“

„Ach — so viel vergessen, Herr Assessor! Zu heute Abend noch!“ Sie lachte fröhlichst auf und huschte weiter. „Auf Wiedersehen, adieu!“ rief sie noch zurück, dann war sie verschwunden.

Und dem Assessor wurde es auf einmal wohligh warm ums Herz. Die Zweifel waren verschwunden, und die Freundlichkeit, die feste, unbewegliche Freundlichkeit war dafür eingezogen. Nun war er mit sich einig, nun — wo auch sie sich einen Fehler bekannt hatte!

Das eben war ja der Fehler bei allen denen, die sich Vormittags immer zum traurigen Rendez-vous bei ihm einstellten: Sie sahen immer nur den Fehler bei dem anderen und nie ihre eigenen, und dadurch eben wurden sie unverträglich und bitter, und kamen schließlich bis zur völligen Uneinigkeit.

Sie aber hatte freiwillig ihren Fehler anerkannt, und darin lag für ihn eine gute Gewähr.

Sorgfältiger und zeitiger als je zog er sich heute an. Die alte Aufwärterin konnte ihn nicht genug bekunden. Immer wieder mußte sie sehen, ob auch alles in Ordnung, alles tadellos und ohne Stäubchen war, und dann endlich . . . endlich fuhr er hin.

Aber kaum war er angelangt, war auch das Unglück fertig. Er hatte ja die Blumen vergessen! Er merkte es erst, als er rings die vielen Sträuße und das viele Seidenpapier erblickte. Aber haben mußte er welche!

Rasch stürzte er wieder hinaus, aber ja, Kuchen! In keinem Blumenladen war noch etwas anständiges zu haben, alles ausverkauft und verwelt! Erst nach langer, langer Zeit, als ihm der Angstschweiß schon von der Stirne quoll, fand er noch ein Bouquet, das ein anderer nicht abgeholt.

Er schämte sich dessen zwar, aber er nahm es doch. Es war immer besser wie gar keines.

Als er endlich wieder in den Ballsaal trat, war der Tanz schon im vollen Gange. Mühselig zwängte er sich zu Fräulein Frieda durch — da zeigte sie ihm eine fast beschriebene Tanzkarte.

Er schwankte vor Schreck. Reumüthig erzählte er ihr sein Mißgeschick mit den Blumen, da lächelte sie ihm zu:

„Sehen Sie, das kommt von der Vergesslichkeit!“

— Ich habe geglaubt, Sie kämen überhaupt nicht, und auf Drängen meiner Eltern — — da sehen Sie, alles voll!“ Sie hielt ihm wieder die zierliche Karte vor Augen. Als sie dann eben seine Bestürzung sah, wurde sie doch milde.

„Aber — weil Sie's sind“, fuhr sie fort, „sehen Sie mal hier — den ersten Walzer! Den habe ich geschwindelt. Der ist für Sie!“

Fast hätte der Assessor freudig aufgeschrien, aber sie winkte zur Ruhe.

„Pst . . . pst . . . — und alle Extratänze kriegen Sie auch!“

„Wirklich?“ Er drückte ihr die kleine Hand so fest, so zärtlich, — — ihr wurde selig dabei!

Und dann kam der Walzer, der süße, träumerische Walzer, und wie sie aneinandergeschmiegt hinschwebten durch den Saal, der hell und glitzernd wie von tausend Freuden funkelte — — da sprach er mit ihr . . .

Süße, unvergleichliche Worte — —

Wie lieb er sie hätte, und wie er sie verehrte, und wie er sich über ihre Offenheit freute, daß sie ihm ihre Fehler eingestanden hätte, denn in seinem Beruf, Vormittags, bei seinem Sühetermin, — die meisten Menschen — ihre Fehler — —

Da war der Tanz zu Ende. Er mußte sie wieder zu ihren Eltern führen.

Sie lächelte ihm wohl lieber und freundlicher zu, als vorher, aber . . . sie sagte nichts.

Und er stand nun abseits, und wußte nicht, was er davon halten sollte.

War das ein Korb?

Aber nein, sie war ja so lieb zu ihm!

Und er war traurig!

Beim Abschied sagte er es ihr, ganz wehmüthig und kläglich. „Er hätte etwas anderes erhofft!“

Da lächelte sie wieder und schüttelte den kleinen Kopf: „Sie sind doch ein unvergesslicher Mensch!“

Dann huschte sie in den Wagen. Und er stand mit dem Versprechen sie morgen schon aufzusuchen da, und starrte in die Luft.

„Wieso vergesslich?“

Er wußte es nicht. Er überlegte es sich die ganze Nacht, den ganzen Vormittag, bis er zu ihr kam.

„Wieso vergesslich?“

Sie lachte.

„Nach, ich meine, wenn man eine Antwort will, . . . muß man fragen!“

„Und das habe ich . . .“

„Ja — vergessen!“

„Und wenn ich es . . .“

„Ja, wenn — — dann freilich . . .“ Ihre Augen schimmerten feucht, ihre Lippen zuckten — —

Da vergaß er nicht sie zu küssen!



Eine Liebestragödie.

Criminalhumoreske von Friedrich Schreiber.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

An Schlaueit und Frechheit ihren „öffentlichen“ Gefährtinnen nicht nachstehend, wissen Sie den Mann, den sie umgarnen, durch den Schein, als ob sie seiner

Uniere geehrten Leserinnen werden höflichst ersucht, den Wiesbadener General-Anzeiger, amtliches Organ der Stadt Wiesbaden, in ihren Freundes- und Bekanntenkreisen zum Abonnement zu empfehlen. Wir werden uns durch sorgfältige Auswahl spannender Romane und abwechselungsreicher Unterhaltungsliteratur dafür dankbar zu erweisen suchen. Bei Bestellungen und Einkäufen von Waaren wolle man sich gütigst ebenfalls

Bitte zu lesen!

Ueberredungsgabe nicht widerstehen könnten, völlig für sich zu gewinnen, so daß er jede Vorsticht ihnen gegenüber aus den Augen läßt und unbarmherzig von ihnen ausgeplündert wird.

Da diese Kategorie von Weibern es meist auf Ehemänner abgesehen hat, die, wie sie sehr richtig speculieren, sich scheuen, den Diebstahl und damit ihren Sündenfall an die Öffentlichkeit zu bringen, kann eine ganze Zeit vergehen, ehe die Gerechtigkeit sie ereilt.

Eines Tages meldete mir der dienstthuende Sicherheitsmann einen Herrn, der eine sehr eilige Sache zur Anzeige bringen wollte: Gutbesitzer Stephan von Simonyi, ein Vollblutungar, treuherzig und bieder und mit den Gefahren der Großstadt völlig unbekannt.

„Also“, beginnt er seine Klage, „komme ich vor 8 Tagen hier an; will mir Stadt ansehen, was noch großmächtiger sein soll als Budapest; hob ich geschrieben an Freund, so, komm' ich hieran, wor Freund auf Jagd. Nu nehm ich Wogen und sohr noch Hotel. Auf Abend gehe ich aus ins Theater, hob mich gut amüßrt und will in Restaurant gehen; geht Dame vor mir und sucht plözlich was auf Erde.“

„Gnädigste“, sog ich, „hoben was verloren?“

„Jo“, sogt sie, „einen Ring.“

„Ich such mit, aber alles vergebens; Dome sieht sich schließlich ängstlich um.“

„O Gott“, sogt sie, „nun ist es so spät geworden, ich bin fremd hier, hob nun Bekannte aus dem Gesicht verloren, was song ich an?“

„Gnädige“, sog ich, „stell mich ganz zu Ihrer Verfügung; bin auch fremd hier und schlog ich vor, in meinem Hotel zu übernachten.“

Dome wird serr verlegen, will absolut nicht auf meinen Vorschlag eingehen, muß aber schließlich einsehen, daß ihr nichts anderes übrig bleibt; wir geh'n also in Restaurant, soupieren und werden serr lustig; schließlich gehen wir in mein Hotel.

Hotel ist schon zugeschlossen, ich klinge, kommt Portier, schaut uns beide an und sagt:

„Das gibt's bei uns nicht.“

„Dummer Kerl schrei ich, „Dome ist jo mein Frau, die ich von Bohn abgeholt hobe.“

„Aber verzeihen der gnädige Herr“, sogt der Portier, „ich meinte nur, weil Gnaben heute Mittag allein ankommen —“

„Schon recht“, sog ich, „meine Frau reist nur durch und fährt morgen früh weiter.“

Domit gehen wir die Treppe hinauf, nach meinem Zimmer; schau'n's, ich konnt für meine Frau doch nicht Extra-Zimmer geben lassen, na schau'n's, Sie verstehen.

Am nächsten Morgen, als ich mir überleg, wie ich eigentlich nach Haus' gekommen bin, fällt mir ein, wo ich Dome? Ich blick mich im Zimmer um, — Dome ist fort; gut, sog ich, hat sich geniert, wollt nicht worten, bis ich aufwacht; host auch serr lang geschlafen, Stephan, wo is Uhr? Such ich und such ich, Uhr ist fort; greif ich in alle Taschen, Portemonaie auch fort; bekomme ich Angst, reiß an der Klingel und kommt Portier.

„Wo is Dome geblieben“, schrei ich.

„Dame heut morgen abgereist“, sogt er.

„Dome hat mich schrecklich bestohlen“, schrei ich.

„Ober Gnaben sogten doch, daß Frau war!“

„Wor nicht wahr, wor Spitzbüb'n verdammt.“

„O, also hat sie Koffer gestohlen“, sogt er ganz mitteilbig.

„Koffer?“ ruf ich verwundert, „woherartig hot sie Koffer auch gestohlen; es noch Glück, daß ich Briestafche bei Hoteller abgegeben hob, sonst hot ich nicht einmahl Reisegeld; hob die Stadt obgesucht nach Dome, konn sie aber nicht finden; Hoteller schickt mich her, ob Sie nicht so freiblich sein und auch suchen lassen wollten.“

Ich ließ den braven Ungar das Verbrechen ra b m vorlegen, in welchem sich die Photographien sämtlicher des Diebstahls überführten Dirnen befanden; er konnte jedoch seine „Dome“ nicht herausfinden; es war eine „heimliche“, daran ließ die Art und Weise, wie sie die Bekanntschaft mit dem Gestohlenen machte, keinen Zweifel; immerhin mußte es eine interessante Persönlichkeit sein, denn selbst Herr von Simonyi gedachte ihrer trotz seines Schadens immer noch mit einer gewissen wehmütigen Zärtlichkeit.

Ich gab ihm einen Detective mit, der den Auftrag halte, den Gestohlenen nach allen Orten, wo solche Damen wie die Gesuchte, sich aufhalten konnten hinzuführen.

Doch bald war der gute Stephan des Umherlaufens in der Stadt überdrüssig geworden, weshalb er sich, wenn der Beamte ihn abholen wollte, entweder verleugnen oder nicht antreffen ließ, daß von den Nachforschungen des Beamten nach der Diebin auf die böse Beschreibung hin nicht viel zu erwarten war, lag auf der Hand.

Nach ungefähr einer Woche ließ sich Herr von Simonyi, den ich längst wieder in Urgarn glaubte, in früher Morgenstunde bei mir melden.

„Verzeihen Sie, Herr Kommissar, daß ich so früh störe, aber ich hob' eine große Reliquie.“

„Ach“ rief ich, „Sie haben sicherlich ihre schöne Dame gefunden?“

Verblüfft blickte er mich an.

„Woher wissen Sie?“ fragte er erstaunt.

„Nun, das steht ja deutlich in Ihrem Gesicht geschrieben“, erwiderte er lachend. Scheu warf Stephan einen Blick in dem gerade ihm gegenüberhängenden Spiegel.

„Konnt ich wirklich nichts sehen“, sagte er ernsthaft.

„Na“, sagte ich, „die Hauptsache ist, daß Sie die Diebin gefunden haben; meines Beamten haben Sie wohl nicht dabei bedurft?“

„O“, rief er in bedauerndem Tone, „hoben Sie übel genommen? Schaun's, Ihr Detective ist ein braver, charmanter Herr, aber wir konnten uns nicht vertrogen, er wollt' immer auf die Straß' und die Cafe's, und ich wollt' halt in die Theater und Restaurants. Was sollt ich machen? Er hot Recht und ich hob' Recht; doch ich mir zuletzt, loß ihn allein suchen, willst du auch allein suchen.“

„Nun“, fragte ich gespannt, „haben Sie wirklich Glück gehabt?“

„Jo“, antwortete er mit leuchtendem Auge, „hob ich sie wieder gesehen, ist sie doch eine charmannte Person, hot sich alles aufgeklärt.“

„Und Ihre Uhr und Ihr Portemonaie?“

„Hot sie auch!“ lachte er vergnügt.

„Das glaube ich wohl“, erwiderte ich, „die Hauptsache ist aber, daß Sie Ihr Eigentum wieder haben.“

„O, hot sie mir gestern Abend schon nach Hotel geschickt, und muß jetzt schon dort angekommen sein; ich bin nämlich die Nacht nicht zu Haus' gewesen, bin gerade jetzt auf dem Weg' nach Hotel, komme gerode hier vorbei, und denk, Stephan, kannst gleich beim Herrn Kommissar heranspringen und sagen, das Alles in Ordnung ist.“

„Wollen Sie mir nichts erzählen, wie Sie zum zweiten Male mit der Dame zusammengetroffen sind?“ fragte ich, noch immer mißtrauisch.

„Also,“ versetzte er, war ich gestern Abend im Circus, und sitzt mir gegenüber eine Dame, sehr einfach, aber doch elegant; sog ich mir, Stephan sog ich mir, die thät Dir gefallen, und als die Vorstellung zu Ende, such ich an ihre Seite zu kommen. Nu is aber das Gedräng groß und so werde ich hinter sie gedrängt; do schau ich ihr auf Pelztragen, aus dem gerade ihr Ohr hervorschaut. O, sog ich mir, das Ohr und den Ohrring mit dem großen Türkis und die Brillanten ringsherum, und dann das wunderschöne rothe Haar mußt Du schon kennen. Ich schau ihr ins Gesicht und wissen Sie, wenn sie auch andere Haartour und andere Hut trug, hob ich sie doch erkannt.

„Gnädigste,“ sog ich, „hob ich die Ohr, Sie zu erkennen.“

Dame schaut mich an und sogt ruhig:

„Bedaure.“

Domit will sie in Droschke steigen; ich aber halt sie ober sanft am Ärmel fest und soge:

„Wollen sie mich mitnehmen, Gnädigste.“

Do schreit sie:

„Verdammter Pollack, lassen Sie mich oder ich rufe um Hilfe.“

„Was,“ sog ich, „ich Pollack, verdammte Pollack? ich Stephan von Simonyi? Wo haben Sie meine Uhr, wo haben Sie mein Portemonnaie?“

Nu wissen Sie, Herr Komissair, wor ich wohl laut geworden und ein Haufen Leut' hoten sich um uns gesammelt; plötzlich dreht sich Dome zu mir um, schaut mich voll ins Gesicht und sogt lachend:

„Ach, nun erkenn ich Sie erst wieder, Sie sind ja Herr von Simonyi; das trifft sich so herrlich, da will ich Ihnen gleich erzählen, was ich mir für ein G'spaß mit Ihnen gemacht hob.“

Domit nimmt sie meinen Arm, und wir brängen uns schnell durch die Menschenmenge; im Restaurant hot sie mir erzählt, wie sie sich vor mir am nächsten Morgen genirt und heimlich sich weggeschlichen hätt; hätte mich aber unmenzlich lieb gehabt und mich wieder sehen wollen; hot borum Uhr und Portemonnaie und Koffer mitgenommen, damit ich Alles von ihr wieder abholen und auf diese Weiß' mit ihr zusammenkommen müßt; nun aber hat sie Strohe, wo mein Hotel liegt, vergessen und konnt mir nicht eher schreiben wie gestern, wo ihr Strohe wieder eingefallen ist; schau's, so ist Alles aufgeklärt; ich komm gerad' von ihr, um aus Hotel mir Uhr und Geld zu holen.“

„Und Sie sind überzeugt, daß Sie es mit keiner Schwindlerin zu thun haben?“ fragte ich mißtrauisch.

„O, Herr Commissar,“ erwiderte er fast beleidigt, „wenn Sie sie kennen würden —“

„Na schön,“ versetzte ich, „warum kommen Sie denn ohn: Ihren prächtigen Pelz? Sie werden sich in dem einfachen Rocke erkälten.“

Stephan von Simonyi lachte etwas verlegen auf.

„Schau's,“ sagte er dann, „die Kleine hat mich so viel lieb; sie hot Furcht, ich köunt nicht wiederkommen, do hob ich Pelz als Pfand bei ihr gelassen.“

„Nur den Pelz?“

„Nu, auch mein Portefeuille!“

„Donnerwetter“, rief ich aufspringend, „diese — Sorglosigkeit übersteigt doch Alles; ich glaube bestimmt, daß Sie einer ganz raffinierten Spitzbüb in die Hände gefallen sind; eilen Sie zum Hotel und überzeugen sich, ob wirklich Uhr, Portemonnaie und Koffer dort eingegangen sind; ich meinerseits glaube nicht dran.“

Herr von Simonyi warf mir einen bösen Blick zu, bremte mir den Rücken und schritt stillschweigend aus der Thüre.

(Fortsetzung folgt.)

✻ Allerlei Humoristisches. ✻

Ein Trost.

Gatte: „Es ist wirklich entsetzlich; den ganzen Tag bin ich im Geschäft, und jetzt muß ich auch noch des Nachts das Kind sechs Stunden im Zimmer umhertragen.“

Gattin: „Aber Männchen, sei doch nicht so unzufrieden! Denke doch nur, wenn wir jetzt am Nordpol wohnten, wo die Nächte sechs Monate dauern!“

Feine Umschreibung.

Gast (sein schlecht eingeschicktes Glas erhebend): „Herr Wirth, sie sind zu bescheiden, ich sehe es viel lieber, wenn Sie maßgebender sein wollten.“

Veruhigung.

Mann (mißmuthig): „Nun hast Du doch den Hut zu dreißig Mark genommen; der zu zwanzig war ja bedeutend hübscher!“

Frau: „Beruhige Dich, Männchen, den hab' ich ja auch genommen!“

Ein Schlaukopf.

„Denke Dir, Mäme, da habe ich einen anonymen Brief erhalten!“

„Was Du sagst! Von wem denn?“

Fataler Druckfehler.

Unsere sieben (lieben) Abonnenten zum Jahreswechsel: „Proßt Neujahr!“

Kindermund.

Der kleinen Elsa ist beim Mittag-Essen etwas in die unrechte Kehle gekommen. Sie hustet nun fürchterlich. Theilnehmend fragt die Mama: „Aber was machst Du denn, Else! Hast Du dich verschluckt?“

„Nein — i — ich bin — noch da“, ist die Antwort.

Uebertrumpft.

Färster: „Ja, meine Herren, da war der Wildstand so reich, daß die Hasen bis ins Zimmer kamen!“

Herr: „Ach was, in meiner Heimath gab es einmal so viel Hasen, daß nicht einmal welche dazugelogen werden konnten!“

Betrunkener (an einen Vaternensfahl stoßend): „Wollen Sie sich nicht ein wenig bücken, mein Herr, und mir etwas Feuer geben?“

Ein gewissenhafter Zeuge.

Gerichtspräsident (zu einem alten Hausfrev): „Sind Sie mit dem Angeklagten verschwägert oder verwandt, Zeuge?“

Hausfrev (ängstlich): „Ich weiß nicht . . . es kann schon sein . . . ich . . . ich bin nämlich ein Findelkind.“

Lehrer: „Kannst Du mir sagen, Timmy, wer Moses ist?“

Timmy: „Das ist der Mann, der jetzt meines Vaters Uhr hat.“

